

STEPHAN
ZINNER

Prachtexemplar

STEPHAN
ZINNER

Prachtexemplar

*Geschichten zwischen Bühne,
Baumarkt und Familiertisch*

Illustriert von Florian Mitgutsch



HEYNE <

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage
Originalausgabe 2024

Copyright © 2024 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Umschlaggestaltung: wilhelm typo grafisch
unter Verwendung eines Fotos von: Nils Schwarz Photography
Illustrationen: © Florian Mitgutsch
Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-453-21877-2

www.heyne.de

INHALT

Tanzende Väter	9
Schiefe Sachen	13
Er kalibriert	15
Tinderdate am Nachbartisch	17
Börsenspiel	20
Barista	25
Mango-Maracuja-Smoothie	30
Zu langsam für die Welt	32
Flasche leer	35
Marathon-Mann	40
Mehr Volumen	43
Das Kammerl des Schreckens	46
Getragene Hunde	48
Tote Ente	51
Armer Achim	53
Boyfriendlook	55
Tiroler Bergkäse	57
Eingelegte Früchte	60
Ein Ehepaar läuft für einen guten Zweck	63

Neue Autos	67
Die legendäre Beerdigung vom Metzgermeister	
Frohmaier	71
Der Familienkalender	81
Ottolenghi	83
Die Süße der Apfeltasche	87
Die Schwarze Hand	91
Pfeilgiftfrösche und Bier	93
Immer viel kochen	97
LEGO	101
Kopfhörer	105
Freier Oberkörper	107
Die Deutsche Eiche	116
Uli und ich	118
Der Schreib-Schmink-Tisch	125
Demonstrant wider Willen	130
Vierzehn oder Der Wolf	135
Spiderman	143
Hitler-Bild	151
Nachtgedanken	155
Kühlschrankregeln	157
Tennis	160
Der angepisste Barkeeper	164
Stunts	167
Der Feinschmecker	175

1988	178
Ein Gedicht	182
Nah am Polarkreis	183
Prachtexemplar	187
Soulfood	194
Taxidriver	199
Viel hilft viel	203
C'era una volta il Sud (Es war einmal im Süden)	207
Welttournee	212

TANZENDE VÄTER



Meine Töchter mögen es nicht, wenn ich tanze. Das verstehe ich nicht, denn ich bin ein sehr guter Tänzer. Ich lege sehr viel Seele und Begeisterung in meinen Tanz. Dadurch entspricht er vielleicht nicht dem gängigen Stil der Restbevölkerung, aber er ist auf alle Fälle einzigartig. Meine Bewegungen sind kraftvoll, eindringlich und ausdrucksstark. Meine Töchter sehen das anders. »Peinlich« oder »voll peinlich« sind die gängigen Bewertungen für mich. Ich bin aber nicht peinlich. Faul an der Seite der Tanzfläche mit der Bierflasche in der Hand stehen und beim Betrachten der sich bewegenden Masse zu seinem Nebenmann sagen: »Das könnte ich viel besser!« – das ist peinlich. Zu enge Hosen, blaues Businesshemd und weiße Turnschuhe tragen, das ist voll peinlich. Meine Frau konnte und kann ich mit meinem Tanzstil immer noch sehr beeindrucken. Und als meine Töchter klein waren, störte es sie überhaupt nicht, wenn ihr Vater einmal das Tanzbein schwang. Ich kann mich noch sehr gut an Grundschul-Sommerfeste erinnern, bei denen meine Frau und ich dermaßen gerockt haben, dass wir zügig die Tanzfläche für uns alleine hatten. Die Kinder waren begeistert, weil wir nicht so waren wie die »Anderen«. Jetzt sind ihnen die »Anderen« viel lieber, zumindest bei öffentlichen Anlässen.

Meine Liebe zum Tanz habe ich schon früh, bei sogenannten Diskopartys, auf dem oberbayrischen Land entdeckt. Ich konnte sie aber nicht voll ausleben, weil tanzende männliche Teenager, zu der Zeit, als das Peinlichste überhaupt angesehen wurden. Oft tanzte ich heimlich zu Hause in meinem Zimmer zu Swing-Klassikern oder 80er-Jahre-

Popmusik. Das hätte ich zwar niemals offen zugegeben, weil ich dann mit hundertprozentiger Sicherheit als »schwul« gegolten hätte. Aber zu Hause, alleine, im Schutze der Dunkelheit, konnte ich die Hüften kreisen lassen. Mein großes Coming-out als Tänzer hatte ich dann in der Inszenierung von Curt Goetz' »Das Haus in Montevideo«. Mir wurde in der Trostberger Realschul-Theatertruppe die Rolle des Pastor Riesling zugeteilt. In unserer Interpretation, die es locker mit der Berliner Volksbühne oder dem Thalia Theater in Hamburg hätte aufnehmen können, hatte der Pastor Riesling eine kurze, aber sehr prägnante Tanzszene, die vom Publikum in der Realschulaula mit Begeisterung aufgenommen wurde. Im Schutze der Inszenierung war ich nicht »schwul«, sondern »cool«. Wie einfach die Welt doch sein kann. Als ich dann aber, ein paar Wochen später, auf der nächsten Schul-Party eine heiße Sohle aufs Parkett legte, und das noch zu Depeche-Mode-Songs, drehte sich der Wind gewaltig, und es wurde ein ziemlich einsamer Abend. Wie kompliziert die Welt doch sein kann. Und so ist es noch heute, wenn mich wieder einmal der Teufel reitet und ich loslege. Aber mittlerweile ist mir das egal. Ab und zu mache ich mir sogar einen Spaß daraus, diese spießigen Münchner Millennials mit meinen Tanzeinlagen zu schockieren. Das kennen diese Polo-Hemd-Träger nicht, dass ein 49-jähriger Bär über die Tanzfläche fegt. Da kriegen sie Angst. Außerdem schwitze ich, was in diesen Kreisen gar nicht geht. Manche DJs versuchen mich zu stoppen, indem sie die Musik leiser machen, doch das funktioniert bei mir nicht. Ich habe die Musik im Blut, und in mir kann keiner etwas leise drehen.

Vor Kurzem habe ich gesehen, dass es Gruppen von Menschen gibt, die sich auf öffentlichen Plätzen treffen und Tango oder Mambo tanzen. Vielleicht gründe ich eine Gruppe von tanzenden Vätern, die einfach nur »abhotten«. Ich bin mir sicher, dass es auf dem Planeten viele Väter gibt, die ihre Tanzleidenschaft nicht voll ausleben dürfen. Mal schauen, ob mich meine Töchter dann als voll peinlich oder als voll cool einstufen, wenn sich das zu einem weltweiten Trend entwickelt und mein Instagram-Account durch die Decke geht.

SCHIEFE SACHEN

Eine gewisse Genauigkeit ist bei Operationen am Gehirn und an der Wirbelsäule mit Sicherheit notwendig, um nicht zu sagen essenziell, weil sonst der Patient nach der OP seine Mutter nicht mehr erkennt oder gelähmt ist. Das versteh ich, nur finde ich es als Ehemann einer Neurochirurgin schwierig, wenn diese Perfektion auf Tätigkeiten im Haushalt übertragen wird, besonders beim Heimwerken. Hier fängt es schon mit der Grundproblematik an:

Wer ist der Chef, beziehungsweise die Chefin, und wer ist der Assistent, beziehungsweise die Assistentin? Da meine Frau es gewohnt ist, im Operationssaal das Sagen zu haben, geht sie natürlich auch zu Hause davon aus, dass, wenn sie einen Hammer, eine Säge oder eine Schlagbohrmaschine in die Hand nimmt, also Werkzeuge, mit denen sie Tag ein Tag aus im Krankenhaus hantiert, sie es ist, die die Chefin ist – und ich bin der Assistent. Ich kann mit dieser Position gut leben. Nur ist es halt auch so, dass dann die Chefin für etwaige Fehler haftbar gemacht wird und nicht der Assistent. So ist das in der Wirtschaft, im Krankenhaus oder in der Gastronomie, um hier nur ein paar Beispiele zu nennen. Bei uns zu Hause ist das nicht der Fall. Schon des Öfteren wurde mir, dem Assistenten, vorgeworfen, falsch angezeichnet zu haben. Wenn ich befinde, dass der Bohrvorgang von meiner Frau nicht optimal ausgeführt wurde, reagiert sie nur mit Schnaufen – bei ihr ein eindeutiges Zeichen für Unverständnis, wenn nicht sogar Verachtung. Hinzu kommt, dass ich mit einer gewissen Ungenauigkeit wunderbar leben kann. In meiner vorehelichen Zeit hatte ich diverse

leicht schiefe Regale und einen Schreibtisch mit Hangneigung. Mein Schrank hatte ungleiche Füße, was bei einem Erdbeben im Chiemgau unweigerlich zu meinem Tode geführt hätte, da nach Versagen der Bierdeckel-Unterleg-Konstruktion der Schrank mit hundertprozentiger Sicherheit auf mein Bett gekippt und ich in die ewigen Jagdgründe gehumpelt wäre.

Meine Frau kann mit schiefen Sachen nicht leben, deshalb ist ihr bester Freund die Wasserwaage. Ich mag, wie es sich für einen anständigen Ehemann gehört, ihren besten Freund nicht, er nervt. Der Spaß beim Heimwerken, zumindest in meinem Verständnis, liegt doch darin, dass man, also ich, nach Augenmaß die Bohrlöcher anzeichnet, dann anbohrt, eindübelt und festschraubt und sich dann denkt: Auwehwick, da hätten wir mal besser die Wasserwaage hergenommen.

Um die weiteren Arbeitsschritte zu erwägen, wird sich dann eine Halbe Bier aufgemacht. Man holt einen Stuhl, setzt sich mit seinem Getränk vor das schiefe Regal und sinniert. Meine Frau kennt den Begriff »Baustellen-Halbe« überhaupt nicht, beziehungsweise tut so, als würde sie ihn nicht kennen. Ich bin mir sicher, bei Chirurginnen ist es wie bei Piloten, die saufen doch alle heimlich.

Das nehme ich zurück, sie ist Vollprofi, aber eine gewisse Lockerheit beim Bohrvorgang im Privaten würde ich mir schon wünschen. Wobei ich sagen muss, in der Küche ist meine Ehefrau eine wunderbare Assistentin. Keine schnibbelt mit solcher Geduld und Geschwindigkeit Gemüse wie sie. Vielleicht liegt das am sogenannten Küchenwein, diesen Begriff scheint sie zu kennen. Beim nächsten Regal werde ich statt dem Bier eine Flasche Wein einkühlen. Möglicherweise klappt es dann ja auch mit dem geraden Regal und mit der flachen Hierarchie.

ER KALIBRIERT

Geduld ist eine Tugend, ja, sicher.

Ausdauer ist edler als Stärke, und Geduld edler als Schönheit, schon klar.

Wer Geduld hat, kann alles überstehen, super Spruch, aber wenn mein Drucker nicht sofort aufhört zu kalibrieren, schmeiße ich ihn gegen die Wand!

Während der Pandemie und dem damit verbundenen Homeschooling hatte ich uns einen neuen Drucker gekauft. Denn Lehrer verwenden bei ihren Übungen sehr viel Farbe und wenn mebis dann doch einmal funktionierte, erreichte uns eine schiere Welle an Arbeitsaufträgen, die unseren alten Drucker vernichtet hat. Zuerst versagte der Farb-Druck, dann der schlichte Schwarz-Weiß-Druck, und zum Schluss wollte er nicht einmal mehr kopieren. Sein kleines rotes POWER-Lämpchen erlosch für immer. Eine gewisse Mitschuld am Tod unseres langjährigen Begleiters muss ich hier auch meiner Frau geben, die es des Öfteren versäumte, bereits erledigte Arbeitsaufträge abzuhakeln, was dazu führte, dass etliche Übungen doppelt ausgedruckt wurden.

Anfänglich war ich absolut begeistert von unserem neuen Drucker. Ruhig, genügsam, ordentlich arbeitete er die ihm zugeteilten Aufträge ab. Doch mit der Zeit, und zuerst noch unbemerkt von mir, entdeckte er für sich die Kalibration. Ich hatte das Gefühl, er wartete nur darauf, bis ich das Zimmer verlassen hatte, um heimlich zu kalibrieren. Mit der Zeit verlor er jegliche Scham und kalibrierte schließlich offen vor

allen Familienmitgliedern. Auf die Frage: Was macht der Drucker denn da?, kam immer öfter und mit einem resignierenden Schulterzucken:

»Er kalibriert.«

Im Grunde spricht nichts dagegen, sich gelegentlich neu auszurichten. Das trifft auf Menschen genauso wie auf Maschinen zu. Nur sollte der Mensch schon noch die Oberhand über die Maschine haben. Wenn das rote Licht blinkt, erinnert mich unser Drucker ein bisschen an HAL 9000 aus *Odyssee im Weltraum*. Ging der Film für die Menschen eigentlich gut aus? Ich kann mich nicht mehr erinnern. Falls mein Drucker mich vernichten will, weil er mich für überflüssig hält, wäre ich nicht überrascht.

Ich habe jetzt ein subtile Form der Rache gefunden. Wenn er sich in einer Kalibrations-Pause doch einmal herablässt und einen Auftrag ausführt, nehme ich das Blatt nicht sofort aus dem Drucker, sondern lasse ihn schmoren. Ich merke, wie es ihn wahnsinnig macht, wenn ich mich scheinbar zielstrebig nähere, um das Blatt dann doch nicht aus dem Ausgabefach herauszunehmen. Ich spüre, wie sich seine Schaltkreise verspannen. Man sieht, wie sein POWER-Lämpchen immer röter wird, und ich merke, wie er langsam, aber sicher immer weicher wird. Diesen Vorgang wiederhole ich mehrmals am Tag. Wir werden sehen, wer in diesem Kampf als Sieger vom Platz geht.

Gegenwärtig konkurriert die Maschine mit dem Menschen. Unter richtigen Verhältnissen wird sie dem Menschen dienen.

Ich mag Oscar Wilde.

TINDERDATE AM NACHBARTISCH

»Sambia ist das neue Namibia«, dozierte der Mittzwanziger in seinem weißen Rollkragenpulli und machte eine Geste, die einem Dirigenten alle Ehre gemacht hätte. Dieser Satz war die Krönung einer Aufzählung von Reisezielen, die er vermeintlich schon besucht hatte. Mir persönlich waren es ein paar zu viel, um ihm wirklich glauben zu können. Doch sein Gegenüber, eine junge Frau, nickte gläubig und wirkte in keiner Weise belustigt. Es gibt Tage, da kann man solche Heldengeschichten vom Nachbartisch überhören, aber der junge Mann überbot sich von Minute zu Minute immer mehr und hörte gar nicht mehr auf, von seinen Weltreisen zu berichten. Sogar meine Frau kratzte sich schon bedenklich an der Schläfe, was mir zu verstehen gab, dass ihr der Typ ebenfalls mächtig auf den Senkel ging.

Was für eine Arbeit wird er wohl haben, die ihm so viel Freizeit erlaubt?, überlegte ich, als die junge Frau nun ihrerseits von ihren vielen Reisen erzählte.

»In Tel Aviv brodelt es, New York ist auch nicht mehr das, was es einmal war, Surfen nur noch vor Marokko, Island war schon ein bisschen überlaufen, in Tokio muss man unbedingt länger bleiben und Kolumbien nur mit Guide.« Sie redete so viel, dass ihre Suppe kalt wurde.

Zeit scheint kein Problem zu sein und das Geld auch nicht. Eigentlich waren die Zwei wie füreinander geschaffen. Aber was ist in ein paar Jahren, wenn sie die ganze Welt bereist haben, wohin wollen sie dann noch fahren? Und diese jungen Menschen werden alt – sie

trinken nicht, sie rauchen nicht, sie treiben täglich Sport. Meiner Meinung nach ist das total asozial, das hält unser Sozialsystem doch überhaupt nicht aus. Wenn die alle über hundert werden, dann gute Nacht, mein Freund und Kupferstecher. Auf einmal setzte am Nachbartisch Stille ein. Ich blickte zur Seite. Beide hatten ihre Handys herausgezogen und schauten gebannt auf den Bildschirm. Nebenbei wurden die Suppen, die nicht ganz so »original« waren wie die in Hanoi, in sich hineingelöffelt.

Ich überlegte, ob ich mir einen Scherz erlauben sollte. Meine Frau bemerkte das sofort und schüttelte ganz leicht, und nur nach über zwanzig Ehejahren erkennbar, ihren Kopf. Ich lächelte, um sie zu beruhigen, konnte mich dann aber doch nicht beherrschen.

Ich rückte etwas näher an den jungen Mann heran: »Wir fahren ja gern in den Bayrischen Wald!«, sagte ich viel zu laut, sodass meine Frau sich etwas an ihrem Mango-Salat, der besser war, als der in Pasing, verschluckte.

»Rauf auf den Lusen, Himmelsleiter uns so, das ist großartig, und die Leberknödelsuppe in Spiegelau, bei dem Wirt an der Kirch, ist ein Traum!«

Ich schaute in die weit aufgerissenen Augen von zwei jungen Menschen.

Der Bayrische Wald schien ein Teil der Welt zu sein, von dem sie noch nie gehört hatten. »Und der Drachenstich in Furth im Wald ist schon sehr beeindruckend, wenn Sie wissen, was ich meine?«

»Nein, ich weiß nicht, was Sie meinen.« Der Typ schob missmutig seine Suppe auf die Seite.

»Essen Sie die nicht mehr?«, fragte ich höflich.

»Warum?«

»Na, da wäre es doch schade drum, also ich würde sie nehmen.«

»Zahlen, bitte zahlen«, rief der Rollkragen Richtung Bar und machte eine beeindruckende Augenverdrehung. Seine Begleitung stimmte ausdrucksstark zu.

Ich wandte mich wieder meiner Frau zu und fragte: »Schmeckt's?« Sie schwieg und sah mich sehr lange, sehr streng an, doch dann, nach ein paar Sekunden Eiszeit, musste sie ganz leicht lächeln. Dieses Lächeln konnte man nur nach vielen Ehejahren erkennen, aber es war wunderschön.

Die jungen Menschen zahlten getrennt und flüchteten, ohne Trinkgeld zu geben, aus dem Lokal. Draußen gingen sie in verschiedene Richtungen. Schade, ich hätte den beiden noch gerne ein paar Ausflugstipps für Paare gegeben.

